Zeitschrift: Bündner Jahrbuch : Zeitschrift für Kunst, Kultur und Geschichte Graubündens

Herausgeber: [s.n.]

Band: 4 (1962)

Artikel: Zu einem neuen Jenatsch-Roman

Autor: Metz, Peter

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-971699

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 07.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

scheinung, die sich mit spürbarer Kraft auch in den Gedichten Gulers offenbart und durch Jules Ferdmann glänzend gewürdigt wurde. Herzog Rohan, den Gulers Gerechtigkeitssinn und Güte tief beeindruckten, nennt ihn «die Zierde des rätischen Landes», ein Urteil, dem sich andere bedeutende Zeitgenossen vorbehaltlos anschlossen.

Tatsächlich lehnte es Johannes Guler ab, die Wahrheit mit der Lüge zu vertauschen, stellte an seine politische Haltung die höchsten Anforderungen hinsichtlich innerer Sauberkeit und Reinheit, Milde und Gerechtigkeit und erkannte daher mit der Unausweichlichkeit eines in die Geschichte der Menschheit geschriebenen göttlichen Gesetzes, daß es Fragen und Entscheidungen im politischen Handeln gibt, die — wie Hans Mohler in seinem Jenatsch-Roman feststellt — sich mit der glanzvollen politischen «Laufbahn nur vertragen, wenn man sein Gewissen zum Schweigen bringt». Diese dunkle Kunst war dem durch den Adel eines hohen Geistes ausgezeichneten Staatsmann und Dichter völlig fremd, weshalb sich Johannes Guler im aufwühlenden, durch massive Triebhaftigkeit und Gewinnsucht bestimmten politischen Geschehen der Bündner Wirren veranlaßt fühlte, die Konsequenzen zu ziehen, keinerlei Ämter mehr zu suchen und zu bekleiden, «von der Bühne in den Zuschauerraum» zu übersiedeln und den Kreis seines Einflusses auf den begrenzten Raum von Licht, Wahrheit und Güte einzumessen, in der Hoffnung, «das Stück möge nicht mehr allzu lange dauern», weil der Freistaat der Drei Bünde damals sein schönes Berg- und Paßland mit Blut und Tränen durchtränkt wußte und die schlimmste Bedrückung seiner Geschichte erlebte.

Als reifer Mann, der, wie Hans Mohler schreibt, «das Unglück hatte, in unvernünftiger Zeit Vernunft zu bewahren», setzte sich Johannes Guler im schönen Wyneck, auf seinem Zürcher Sitze Susenberg und im Klosterhofe St. Margrethen in Chur abseits der politischen Geschäfte mit schreibkundiger Feder an die Arbeit und verfaßte seine Chroniken, seine Badeschrift und seine Gedichte, die im «Schuldenbuoch» und in anderen Handschriften, so wie es die Stunde wollte, niedergeschrieben wurden. In der Stille seiner Chronistenstube entstanden — bedroht von der kriegerischen Sturmflut, welche das rätische Bergland durchtobte und fremdes Kriegsvolk in die Täler führte, das weder Frauen noch Kinder, weder Dörfer noch Höfe schonte, grausam und ohne Pardon im Engadin, im Prättigau und in der Herrschaft hauste — die historischen und poetischen Werke Gulers, welche den Sturm der Wirren überdauerten und wie ein seltsames Vermächtnis jener düstern Jahre anmuten. Das ist der bleibende Wert der historischen und kulturhistorischen Werke dieses Staatsmannes.

Das ist auch der tiefempfundene, verborgenste Grund der Dichtungen von Johannes Guler, Gedichte, die sich nicht nach dem strengen Maß der Ästhetik und der Dichtkunst richten, weil sie — statt der Formschönheit — Wahrheit und Lauterkeit des Herzens bekunden, eine Erscheinung, die den Chronisten Guler in besonderer Weise kennzeichnet, damit aber auch seine Befähigung, in die letzten Tiefen seiner unruhevollen Zeit zu schauen, was mit Kraft und mit Reinheit, ohne kleinlichen Groll und ohne Verzagtheit geschah, weshalb die Gedichte erfüllt sind von der Sehnsucht nach Gerechtigkeit, aber auch erfüllt vom tagtäglichen Willen, mit Hilfe Gottes und der irdischen Güter die Not zu lindern, wo immer Linderung im kleinen und in großen nötig und möglich war. Diesen Dienst, den Johannes Guler mit freudigem Herzen und mit bescheidener Selbstverständlichkeit erfüllte, hebt ihn für alle Zeiten über seine Zeit hinaus und gibt dem Dichter und seinem Werk, dem Staatsmann und Historiker unvergänglichen Ruhm und Glanz, der das Schrifttum und das Leben dieses Mannes überstrahlt und seine Wurzel im frommen Gemüt und Geiste hat, wie ihn das nachstehende Lied Gulers aus der Zeit der Wirren offenbart:

Es ist, o Herr, dein G'schenk und Gab
Mein leib, mein seel und was ich hab',
Allhie in diesem kurzen Leben
Dein gnad', o Herr, mir wöllist gäben.

Damit ich's brauch' zum Lobe dein,
Zu nutz und dienst des Nechsten mein.
Ein gnügi's Herze pflanz' in mir,
All' mein Vertrauen steh' zu dir.

Wenn ich dich hab', so hab' ich g'nug,
Du bist allein das höchste Gut,
Herr Jesu Christ, mein Herr und Gott,
Schaff' mir in G'rächtigkeit mein Brot.

Und nehr' mich stets mit deinem Wort,
Welch's sei auf Erd' mein höchster Hort;
All' ander Ding ich schlach' in d'schanz,
Mich dir ergäbe gar und ganz.

Zu einem neuen Jenatsch-Roman

VON PETER METZ

Seit Jahren wußte man, daß Hans Mohler, den wir übrigens, da er seine Jugend- und ersten Berufsjahre in Graubünden verbrachte, halbwegs wohl als Landsmann ansprechen dürfen, sich in einem großangelegten Romanwerk mit der Gestalt Georg Jenatschs beschäftige. Mohler hat sich durch seine früheren Arbeiten einen guten literarischen Ruf erworben. Man durfte deshalb dem Erscheinen seines Jenatsch-Romans mit Spannung entgegenblicken. Nun ist es so weit. Unlängst ließ der Verlag Ex libris ein voluminöses Werk von fast 600 Seiten erscheinen, betitelt «Der Kampf mit dem Drachen, ein Jenatsch-Roman».

Jeder historisch Interessierte (und das sind wir Bündner beinahe alle) wird den Roman Mohler nicht nur

mit großer Erwartung, sondern wohl auch mit einiger Skepsis zur Hand nehmen. Noch nicht genug Jenatsch?, fragt man unter der Stimme und erinnert sich, wie viel schon über unseren bündnerischen Freiheitshelden in den letzten Jahrzehnten bis in die jüngste Gegenwart hinein geschrieben und publiziert wurde, viel Gutes gewiß, aber doch auch so viel Fragwürges. Es waren in der Fülle der Publikationen vor allem die Historiker, welche sich der Gestalt Jenatschs annahmen und gestützt auf gründliche Urkundenforschung dessen Charakterbild immer weiter zu erhellen verstanden, unter ihnen abschließend und sicher mit größter Wirkung Alexander Pfister. Man darf wohl sagen, und Rudolf Jenny spricht es in seinem Nekrolog zwischen den Zeilen aus, daß Pfister uns *die* Jenatsch-Biographie geschenkt hat, befreit von jedem falschen Heldenmythos einerseits und der verdammenden und entstellenden Lüge andererseits, geklärt und durchleuchtet sicher bis zum beinahe letzten. Das Werk Pfisters wird dank seiner Wissenschaftlichkeit wohl dauernden Bestand haben, auch wenn einschränkend zu sagen ist, daß seine literarische Qualität mit der wissenschaftlichen nicht ganz Schritt hält. Aber das bildet keine Einzelerscheinung in der schweizerischen Historiographie. Denn der schweizerische Historiker scheint sich der literarischen Form weniger verpflichtet zu fühlen als der historischen Quellentreue, und der geschichtsschreibende Literat fristet hierzulande noch ein recht einsames Dasein.

Gerade deshalb waren und sind historische Romane, auch wenn ihnen die Wissenschaftlichkeit und die sogenannte Objektivität mangelt, von unschätzbarem Wert. Auf unser Thema übertragen, heißt das insbesondere: das Leben und die Persönlichkeit Jenatschs in der Darstellung etwa von C. F. Meyer ist und bleibt eine Meisterleistung, auch wenn der zünftige Historiker — von seinem Standpunkt mit Recht — seine Nase noch so sehr darüber rümpft. Meyer hätte durchaus einen historisch einigermaßen getreuen «Jenatsch» schreiben können, und lange hat er bekanntlich mit sich gerungen, ob er dies tun solle. Schließlich aber siegte der Künstler in ihm und ließ ihn einen Roman schaffen, der romanhafte Züge seinem Helden und romanhafte Spannung seiner Handlung verlieh. Die schweizerische Literatur ist dadurch mit einem echten und unvergänglichen Meisterwerk beschenkt worden.

Damit besaßen wir bisher die wissenschaftlichen Biographien Jenatschs aus der Hand der Historiker einerseits und die künstlerisch freie Darstellung des bündnerischen Freiheitshelden, wie sie der Dichter schuf. Was aber bisher fehlte, das war die literarische Gestaltung des quellenechten Jenatsch, ein Roman, der die historische Wahrheit nicht verleugnete und gleichwohl der künstlerischen Gestaltung seines Lebens, seiner Taten und seiner Umwelt freien Raum ließ.

Dieser Aufgabe nun hat sich Mohler unterzogen. Was er uns vorlegt, weicht wesentlich vom «Jenatsch» Conrad Ferdinand Meyers ab, und zwar natürlich nicht nur äußerlich, etwa dem Umfang nach, wobei aber immerhin zu sagen ist, daß eben schon umfangmäßig das Werk Mohlers das Dreifache des Meyerschen Romans erreicht. Doch das ist Nebensache. Wichtiger sind die innern Unterschiede, der Aufbau, die Gestaltung und der Inhalt des Werkes. Dies alles zu würdigen, der gebührenden Kritik zu unterziehen, wird Aufgabe des Literaturkritikers bilden, dem wir in nichts vorgreifen möchten. Was uns veranlaßt, die vorliegenden Zeilen zu verfassen, ist im Grunde einzig das Bedürfnis, unsere Leser auf das Werk Mohlers nachdrücklich hinzuweisen. Es wird und darf in vielen Bündner Familien zu einer weit mehr als nur unterhaltenden, sondern zu einer beglückenden Lektüre werden. Die Vorzüge des Mohlerschen Romans sind unverkennbar und zahlreich: dank seiner historischen Treue und des weiten Rahmens, in dem sich die Geschehnisse bewegen, stellt er ein treffliches Zeitgemälde dar. Der junge Autor hat offensichtlich sehr viel in seine Arbeit hineingelegt, nicht allein an ernstem Quellenstudium, sondern auch an großem Einfühlungsvermögen in die geistigen Strömungen jener Tage. Straff und plastisch ist das Ganze gestaltet. Trotz der gewaltigen Stoff-Fülle verliert sich die Darstellung des Romans nirgends im Gestrüpp des Unübersehbaren. Die ganze Komposition des Romans verrät künstlerische Kraft von bedeutender Größe. Nicht weniger beglückend ist die sprachliche Gestalt des Werkes, die keine Schwächen verrät. Der Stil des Romans wirkt überaus kraftvoll, dicht, einprägsam, ohne Klischee, original und reich in Farbe. Einzelne Partien können als geradezu meisterlich bezeichnet werden und bereiten ungeteilten Genuß. Vor allem das imaginäre Tagebuch Johann Gulers von Wyneck, des großen bündnerischen Chronisten und Zeitgenossen Jenatschs, (ein sehr gelungener kompositorischer Einfall) empfindet man als stilistischen Höhenflug. Von ganz wenigen Fremdkörpern abgesehen («Schweiß, Blut und Tränen» etwa, was eine Entlehnung von Churchill darstellt), bilden diese Partien des Romans, in denen Guler die Geschehnisse seiner Tage chronistisch festhält und zu ihnen Stellung bezieht, auch Stellung übrigens zum Helden Jenatsch, sprachlich das Beste, was man seit langem lesen konnte.

Mohlers Roman erfaßt natürlich auch und in erster Linie die Persönlichkeit Jenatschs. Die Widersprüche seines Wesens, das Abgründige seines Charakters, die edeln und nicht minder die zahlreichen negativen Eigenschaften dieses großen Politikers finden eine Darstellung, die packt und wohl auch weitgehend überzeugt. Es ersteht vor uns ein eindrückliches Persönlichkeitsbild Jenatschs, lebendig und blutvoll. Ja, man darf sagen, daß in dieser Richtung der Roman Mohlers äußerste Vollendung zeigt. Nichts ist Schema; alles ist, mag man die Zeichnung als richtig oder fragwürdig betrachten, gekonnt, eine Leistung, die anzuerkennen Pflicht ist.

Wo liegen die Schwächen des Romans? Sie sind gewiß auch vorhanden, und legt man das Werk beiseite, das auf 560 Seiten durchaus fesselt,

tauchen sie unwillkürlich auf. Etwas am Werk Mohlers scheint trotz allem zu fehlen. Man ist versucht, zu sagen, es fehle dem Roman Mohlers zu sehr das Romanhafte. Gewiß findet sich viel «Erdichtetes» in ihm; der Verfasser ist keineswegs dem Fehler verfallen, nur historisch Belegtes nachzuerzählen und zu gestalten. Aber die Verpflichtung zur historischen Treue hat Mohler doch gehindert, fast zwangsläufig darf man hinzufügen, in den Gang des Romans das einzubauen, was echte Spannung erzeugt. Nirgends wird, so wie Meyer dies getan hat, in den Gang der Geschehnisse das Entscheidende, das Entscheidungsvolle hineingebaut. Es wird nirgends das Schicksal sichtbar, die höhere Macht, der Konflikt, der zwangsläufig zur Katastrophe, zum Sieg oder zum Untergang, treibt. Nichts derartiges taucht auf, keine unausweichliche Verstrickung wird sichtbar, mit der Jenatsch zu ringen und der er schließlich zu unterliegen und zu erliegen hat. Nirgends von Schuld und Sühne ist gestaltend die Rede, nicht von sonstigen Mächten und Kräften, die hintergründig am Werk wären. Jenatsch stirbt im Roman Mohlers den gleichen Tod wie in den historischen Quellen; sein Sturz bildet nicht Fatum, sondern reine Politik. Das alles erscheint uns trotz der Dichtertreue etwas fahl. Der Verzicht Mohlers auf romanhafte Handlungselemente schwächt das Ganze. Mohler hat der historischen Objektivität ein großes Opfer gebracht, wohl ein zu großes. Das ist es, was man bedauern darf, bei aller Anerkennung der sonst großen Leistung, die der Autor vollbrachte.

Vom Ursprung eines Volksfestes

Das Auffahrtsfest auf der Luziensteig

VON JAKOB KURATLI

Seit Menschengedenken ist es Brauch, daß bei schönem Wetter an der Auffahrt auf der Luziensteig ein großes Volksfest unter freiem Himmel stattfindet. Alte Leute in Maienfeld wissen zu erzählen, daß früher nicht nur aus der Herrschaft, sondern auch aus dem Prättigau, aus den Fünf Dörfern, aus Chur, mitunter sogar aus dem Bündner Oberland sowie aus dem benachbarten Sarganserland und Liechtenstein Festbesucher herbeiströmten. Aber auch die Wartauer, vor allem die Trübbächler und Azmooser, machen alljährlich seit alten Zeiten redlich mit.

Die wenigsten Ausflügler vor und ennet dem Fläscherberg wissen jedoch, wie und wann der Brauch eigentlich entstanden ist. Dem Jungvolk hier und dort genügt es, wenn der Feiertag auf der Steig schön und fröhlich verläuft. Für Kinder bedeutet es eine besondere Lust und Freude, wenn sie mit ihren Eltern eine Wanderung auf die Luziensteig unternehmen dürfen, auf den «niedrigsten aller Alpenpässe», wie der Schriftsteller Hermann Hiltbrunner den alten Übergang bezeichnet. Nie vergesse ich es meinem Vater selig, der sonst an Sonn- und Feiertagen am liebsten daheim in der Stille ausruhte, daß er einmal nach strengen Werktagen mit mir als vorschulpflichtigem Büblein dort hinauf spazierte, wo man mit jedem Schritt und Tritt in eine fremde Welt kam. Wieviel gab es da zu sehen und zu hören!

Ich erinnere mich noch lebhaft daran, wie ich später als Erst- oder Zweitkläßler mit zwei älteren Schulkameraden der Nachbarschaft nach dem Mittagessen am Auffahrtstag bei herrlichstem Wetter von Trübbach über die hölzerne Rheinbrücke ins Liechtensteinische hinüber pilgerte. Wir fühlten uns im Ausland, wenn wir den «Überrhynern» auf der Straße «Grüezi» sagten und sie uns am Nachmittag noch mit «Tag» antworteten. Die österreichischen Finanzer vor dem Zollhäuslein waren längst vergessen, als wir nach Mäls kamen. Bei der alten St. Peterskapelle, wo der Weg zur Steig emporführt, wurden wir von den dortigen Buben mit dem üblichen Necknamen «Schwyzer-Ueli» begrüßt, was für uns Reformierte eine Anspielung auf den Reformator Ulrich Zwingli bedeutete. Dem Fuß des Fläscherbergs entlang zieht sich ein gemütliches Bummelweglein am schattigen Waldsaum steigwärts. Ohne Geld in der Tasche, dafür jeder mit einem wackern Stück Türkenbrot im Hosensack, ging's fröhlich unter lichtgrünen Buchen dahin.

Nach einer halben Stunde liegt die alte, gebrochene Letzimauer, die einst das Tal sperrte, aber auch die Festung Luziensteig mit Gräben und Wällen hinterm Rücken, und schon steht man am Rande eines jubelnden Festplatzes. Die große Festgemeinde lagert auf der Paßhöhe in der grünen Matte zwischen der schönen Steigkirche und dem Waldhang.

Das einzigartige Volksfest hat mit einer reformierten Predigt des Pfarrherrn von Maienfeld auf einer Feldkanzel nachmittags um 2 Uhr unter freiem Himmel begonnen. Seit der starken Zunahme des Autoverkehrs über die Steig wird heutzutage der Gottesdienst in der Kirche abgehalten und auch dort wieder mit Vorträgen des Kirchenchors und der Musikgesellschaft Maienfeld feierlich umrahmt. Anschließend setzen sich auf dem idyllischen Festplatz die musikalischen Darbietungen bei ländlichem Tanzbetrieb auf freier Bühne für das Jungvolk fort. Das Volksfest hat ausgesprochen familiären Charakter, ist nach besinnlicher Stunde von einer lebenbejahenden Daseinsfreude erfüllt und wirkt gemeinschaftbildend.

Während männiglich sich an den Tischen bei Speise und Trank gütlich tat, zogen wir drei Knaben weiter nach Fläsch und aßen abseits der belebten Heerstraße das letzte Stück Maisbrot. Beim alten Förster Abraham Adank, der schon längst im vielschläfigen Bett neben der Dorfkirche von Fläsch ausruht, kehrten wir ein, weil